

# Er liebte die Frauen und die Hotelzimmer der Reichen

Georges Manolescu war ein begnadeter Dieb und Hochstapler. Seine Memoiren lesen sich wie das Lehrbuch seiner sinistren Kunst

ALAIN CLAUDE SULZER

Perfekte Hochstapler wie Tom Ripley – der Protagonist von Patricia Highsmiths Romanzyklus – werden nie enttarnt. In den Genuss der Anerkennung, die sie sich insgeheim vielleicht wünschen, kommen sie im Gegensatz zu Ripley nicht; der hat immerhin eine Lesegemeinde, die über seine Verbrehen auf dem Laufenden gehalten wird. Hochstaplern zu vertrauen, bekommt ihren Opfern wie ihren Angehörigen schlecht; wenn sie auffliegen, kann es für ihre Nächsten gefährlich werden. Als Jean Claude Romand, der sich achtzehn Jahre lang als erfolgreicher Arzt ausgab, ohne ein einziges Abschlusszeugnis in der Tasche zu haben, seine Entlarvung befürchten musste, brachte er kaltblütig Frau, Kinder, Eltern und deren Hund um, bevor er Feuer an sein Haus legte. Das Mitleid, das ihm angesichts seiner verkohlten Familienangehörigen zuteilwurde, war von kurzer Dauer. Sein wahres Ich kam schliesslich doch ans Tageslicht. Tief war der Fall aus den Höhen des Bergs, den er aus falschen Behauptungen gestapelt hatte.

Zwar wird der Hochstapler nicht als Betrüger geboren, aber ohne Betrug kommt er nicht weit. Zunächst muss er seine wahre Vergangenheit zum Verschwinden bringen, denn sie verstellte ihm den Weg zum Aufstieg. Dann erst kann er sich neu erfinden und seine glänzende Zukunft in Angriff nehmen.

So war es auch bei Georgiu Mercadente Manulescu, der bereits in Jugendjahren als Georges Manolescu wiedergeboren wurde. Noch lieber sah er sich allerdings in der Rolle eines Fürsten Lahovary. Seine grössten Erfolge – abgesehen davon, dass er nachweislich als Vorbild für Thomas Manns Felix Krull in die Literaturgeschichte einging – feierte er als vermeintlicher Adelige; er hatte mehrere aristokratische Namen im Portefeuille. Um seinen Status aufrechtzuerhalten, sah er sich allerdings genötigt, in die Doppelrolle des Hochstaplers und Diebs zu schlüpfen.

## Ein Spieler und Verlierer

Geboren wurde Manolescu 1871 im rumänischen Ploëști, die Mutter starb zwei Jahre nach seiner Geburt; der Vater war ein Kavallerist, der von Garnison zu Garnison zog und seinem Sohn, wenn überhaupt etwas, ein Vorbild an Unstetigkeit war. Doch er verschwand ebenso schnell aus dem Leben des Jungen, wie dieser die heimatische Erde verliess. Mit vierzehn Jahren – so schilderte er es in seinen 1905 in Deutschland erschienenen Memoiren – verliess der junge Georges Rumänien und gelangte nach



Georges Manolescu machte Karriere als Betrüger, ehe er aufflog und als Tellerwäscher in Amerika noch einmal erfolglos von vorne begann.

TAMARIN / REUTERS

Aufenthalten und Abenteuer in Konstantinopel und Athen nach Paris, wo er ein Jurastudium begann – zum Schein natürlich. Nichts lag ihm ferner, als das Geld, das ihm «zustand», tatsächlich mit einer geregelten Tätigkeit zu verdienen.

1890 – mit neunzehn Jahren – landete er zum ersten Mal im Gefängnis. Man wies ihm siebenunddreissig Diebstähle nach, bei denen er Geld und Schmuck im Wert von mehr als einer halben Million Francs gestohlen hatte, was schon damals eine Menge Geld war. Die hohen Summen, die er damit auf der Rennbahn und in Kasinos eingenommen hatte, verspielte er zumeist. Ja, Spieler war er auch. Verlierer noch dazu.

Nach eigener Aussage wollte er zwar «nicht in den Verdacht kommen, Dieben und Hochstaplern (...) Unterricht zu geben». Doch war es genau das, was er in aller Ausführlichkeit tat, als er sich mit seinem Übersetzer Paul Langenscheidt nach dem Ende seiner Karriere hinsetzte, um in zwei Bänden, die beide 1905 erschienen, in allen Einzelheiten von seinen Diebstählen durch Juweliergeschäfte und Hotelzimmer in halb Europa zu erzählen (Teil I «Ein Fürst der Diebe» und Teil II «Gescheitert»). Und es war auch genau das, was die Leser am brennendsten interessierte. Was er mit seinen Enthüllungen auch immer beabsichtigte, sie sollten vor-

nehmlich zeigen, dass seine Erfolge auf harter Arbeit beruhten und Misserfolge bedauerenswerte Betriebsunfälle waren.

Dass der aus der bekannten Verlegerfamilie stammende Autor Paul Langenscheidt, der den vermeintlich auf Französisch geschriebenen, in Frankreich aber nie publizierten ersten Band ins Deutsche übersetzte, vor allem als Ghostwriter in Aktion trat, ist stilistisch an vielen Stellen unschwer zu erkennen. Besonders offensichtlich aber wird es, wenn er Manolescu deutsches Kulturgut zitieren lässt, dessen Interesse an Literatur und Musik höchstens so weit ging, Letztere in Opernhäusern in Kauf zu nehmen, wo er sein Augenmerk auf potenzielle reiche Heiratskandidatinnen richtete.

Langenscheidts Einfluss auf Manolescus Memoiren war entscheidend und jedenfalls bedeutender, als der erfolgreiche Autor von «Arme kleine Eva» und «Blondes Gift» je zugegeben hätte, wäre er denn danach gefragt worden. Doch während man noch überlegt, ob es sich nicht überhaupt um eine literarische Erfindung handelt und die zwei, drei Fotos, die von Manolescu überliefert sind, tatsächlich dieselbe Person abbilden, stösst man in Gerichtsreportagen und psychiatrischen Gutachten auf einen Mann, der offenbar wirklich existierte.

## Ohne falschen Bart

Dass Langenscheidt übrigens ausgerechnet bei Karl May anfragte, ob er den zweiten Teil der Memoiren verfassen wolle, spricht für seinen heimtückischen Humor, denn schliesslich war auch der inzwischen in der Villa Old Shatterhand in Radebeul residierende Erfinder ferner Welten vier Jahre lang wegen keineswegs geringfügiger Hochstapelei in Festungshaft gesessen. Wie Thomas Sprecher in seinem ausführlichen Nachwort zu der Neuausgabe der Memoiren schildert, lehnte Karl May die «sonderbare Zumutung» entrüstet ab.

Anders als der gemeine Einbrecher, der sich mit brachialer Gewalt Einlass in fremde Häuser verschafft, zog Manolescu allein mit der Waffe der schauspielerischen Überzeugungskraft in den Kampf um die Sicherung seiner hohen Ansprüche an Wohlstand und Luxus. Deren Wirkung war subtiler und anhaltender als brutale Nötigung. Er verzichtete auf geklebte Bärte und dicke Schminke zugunsten einer perfekten Mimikry.

Er trainierte sich ein effektvolles Image an, indem er die innere Anspannung, unter der er zunächst noch litt, in ungespielte Gelassenheit verwandelte. Er tauchte seine schwarze Seele so lange ins Licht einer geschönten Wahrheit, bis sich sein Gegenüber glücklich schätzte, darin baden zu dürfen. Wer sich lange

genug einbildet, zu den Privilegierten zu gehören – so die Devise, nach der er lebte –, kann schliesslich nur als Teil davon wahrgenommen werden.

Manolescu brauchte also keinen Dietrich, um in Hotelzimmer einzudringen, es genügte die Selbstverständlichkeit, mit der er sich durch die Flure bewegte und Gäste oder Zimmermädchen, die ihn überraschen mochten, mit hochgezogener Augenbraue wie Luft behandelte, um jeden Verdacht zu zerstreuen, dass er ein ganz gewöhnlicher Hoteldieb sei.

Als er dann doch einmal mehr verhaftet wurde – diesmal in Berlin –, gelang es ihm mit der gleichen Selbstverständlichkeit, wenn auch mit weniger glamourösem Erfolg, Richter und psychiatrische Gutachter davon zu überzeugen, dass er nicht alle Sinne beisammen habe. Für unzurechnungsfähig erklärt, wurde er 1901 in die Berliner Anstalt Herzberge eingewiesen, aus der ihm 1903 die Flucht nach Österreich gelang.

## Früher Tod

Ein langes Leben war ihm danach nicht vergönnt, obwohl er seine kriminelle Karriere beendete. Er wurde nach Rumänien abgeschoben und emigrierte nach Amerika, wo er sich vom Tellerwäscher bis zum Chauffeur in allerlei Berufen versuchte, bevor er sich als Goldgräber nach Alaska begab. 1905 kehrte er nach Europa zurück und liess sich in Mailand nieder. Hier stöberte ihn Paul Langenscheidt auf und sicherte ihm sein Nachleben, das mindestens so erfolgreich war wie das, welches er gelebt hatte. Vor allem aber war es von Dauer.

Ernst Lubitschs Komödie «Trouble in Paradise» (1932) war nur einer von zahllosen Filmen, Fernsehspielen, Biografien und Romanen, in denen er – oft unter anderem Namen, aber unverkennbar – lange nach seinem Tod als beispielhafter Hochstapler und Dieb weiterlebte. Ohne die von Paul Langenscheidt redigierten Memoiren, die Thomas Mann noch im Erscheinungsjahr gelesen haben muss, hätte er so wenig Spuren hinterlassen wie an den Orten seiner Verbrechen.

Nach einer ungünstig verlaufenen Operation des rechten Arms musste ihm dieser im März 1906 abgenommen werden. Später entfernte man ein Stück seiner Schulter. Von den Folgen dieser Amputationen erholte er sich nicht. Georges Manolescu starb am 2. Januar 1908 mit siebenunddreissig Jahren.

Georges Manolescu: Fürst Lahovary. Mein abenteuerliches Leben als Hochstapler. Aus dem Französischen von Paul Langenscheidt. Manesse-Verlag, München 2020. 448 S., Fr. 36.90.

# Altes Eisen

Sportlich gesehen scheint der Skistock längst entbehrlich. Dennoch möchte man ihn auf und neben der Piste nicht missen

UELI BERNAYS

Mama, die neuen Schuhe tun weh. Papa, die Ski sind so schwer. Und die Brille zwickt. Und was ist mit den Stöcken? An die Skistöcke hat wieder niemand gedacht. Wahrscheinlich liegen sie noch im Kofferraum oder neben den Hinterrädern im dreckigen Matsch.

Der Stock ist das Stiefkind des Sports. Am Stock hat sich nie jener Fetischismus aufladen können, mit dem man den Ski und den Skischuh zelebriert. Mit einer besonderen Duftmischung aus Kunststoff und Schweiß evozieren die Bottinen eine Idee von physischer Kraft und sportlicher Protzei. Der Blick auf elegant taillierte Latten mit metallisch schillernden Oberflächen wiederum weckt die Lust auf steile Abfahrten und weite Sprünge.

Der Stock hingegen bietet dem Auge wenig. Eine gewisse Eleganz ist ihm nicht abzusprechen in der leichten Verjüngung hin zur konischen Spitze unter dem sogenannten Teller. Aber es fehlt eine Fläche für die gleissende Färbung und Phantasie, es gibt zu wenig Form für ein variiertes Design. Jene Biegung der Stöcke jedoch, die den Profis eine aerodynamischere Hocke ermöglicht – sie wirkt bei Freizeitsportlern doch hochtrabend und lächerlich.

## Natürliche Bescheidenheit

Auch die Wissenschaft des Skisports, die sich in Spezialgebiete für Skispitzen, Kantenschliff, Wachs, Skischuhe und Skischuhfütterung aufgefächert hat, schenkt den Stöcken nur wenig Bedeutung; so wenig ungefähr wie die

Medizin den Zehennägeln. Die Natur des Skistocks ist ohnehin Bescheidenheit. Wie ein aufrechter Bürger widmet er sich weniger seiner Geltung als seiner Wirkung. Dabei erweist er sich geradezu als Antithese zum Ski. Der Ski trägt einen über Schnee und Eis hinweg. Der flüssigen Fahrt auf schiefer Ebene verdankt man den Rausch des Schwebens. Und dann ist es just der Stock, ein warnendes Ausrufezeichen, der einen auf den Boden der Realität zurückholt. Mit synkopischen Punktierungen ändert er Richtung oder Tempo. Und wo man sich eben noch in Harmonie mit der Schwerkraft wählte, macht sich der Stock plötzlich als Waffe bemerkbar, die um die Balance kämpft.

Seine besten Zeiten hatte der Stock, als die Ski noch länger waren; so lange, dass sich ihre Spitzen in der Ferne vor-

loren. Umso schwieriger, sie über verwehte Hänge und tückische Buckel zu zirkeln. Ohne gezielten Stockeinsatz wurden die Gliedmassen regelmässig aus dem Gleichgewicht katapultiert. Mit kurzen Carving-Latten hingegen kriegt man heute auf den wohlpräparierten Kunstschnepisten jede Kurve ganz ohne Stöcke.

## Die Zukunft

Tatsächlich ist der Skistock längst in die Jahre gekommen. Seiner scheinbaren Hinfälligkeit zum Trotz behauptet sich das alte Eisen aber durch einen breiten Fächer zeitloser Nützlichkeit. Oft begreift man den Skisport naiv als Bewegung von oben nach unten. Die Praxis aber lehrt, dass es allenthalben auch kleinere oder grössere Steigun-

gen zu meistern gilt – fast wie im Leben. Und da ist ein Stock ungemein zweckdienlich. Dem Stock bleiben auf immer auch seine martialischen Eigenschaften. Man kann davon abschreckend oder schlagfertig Gebrauch machen – zum Beispiel wenn einem die stockfreien Snowboarder zu nahe kommen. Oder wenn einem in der Warteschlange Knirps zwischen den Beinen durchkriechen.

Wie lange noch fahren wir Ski? Wie lange noch fällt Schnee? Ganz egal, Skistöcke haben eine Zukunft! Während Bretter und Boards dereinst im Keller verrotten, werde ich dank Stöcken weiterhin steile Berge bezwingen und apere Hänge. Und sollte ich irgendwann altern, werde ich mir den Rollator so lange ersparen, wie ich an Stöcken gehen kann, an meinen treuen Skistöcken.